

Zum Gedächtnis Rudolf Hildebrands : 1824-1924

Autor(en): **Thurneysen, Peter**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **4 (1924-1925)**

Heft 7

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

knüpfen das Rechtsleben da wieder an, wo der Faden blindlings zerrißen wurde.

Ideen kommen und gehen wie die Wellen des Meeres. Diese Bewegung in den Gebieten des Rechts zu erkennen und für uns Lebende und Lebendige zu bewerten und zu verwerten, das ist die gewaltige Aufgabe des Rechtshistorikers. In diesem Sinne ist er der älteste und der modernste Mensch zugleich. Und Ihnen, der vorwärts drängenden Jugend, hat er immer und immer wieder eines einzuhammern: die Ehrfurcht vor dem gelassenen Tempo der Weltgeschichte.

Zum Gedächtnis Rudolf Hildebrands

1824—1924.

Von Peter Thurneysen, Saffien (Graubünden).

R. Hildebrand ist wohl nicht Allzuvielen bekannt; aber er verdient es, in weitere Kreise zu dringen; darum wollen wir seiner anlässlich des 100. Geburtstages (13. März dieses Jahres) gedenken. Rud. Hildebrand entstammte einer ganz einfachen, kleinbürgerlichen Familie, und man darf wohl sagen, daß er sich aus eigener Kraft und unter schweren Kämpfen zu der bedeutsamen Stellung emporarbeitete, die er später inne hatte. In einem Briefe an Hoffmann v. Fallersleben (vom 18. Mai 1869) erzählt er selbst Folgendes über seine Jugend: „Ich bin schon ein ziemlich alter Knabe, obwohl mirs ist, als wollt ich nun erst langsam zu leben anfangen. Ich habe vielerlei böse Zeit hinter mir, obwohl's auch an Licht und Wärme in meinem Leben nicht gefehlt hat. Geboren bin ich am 13. März 1824 in Leipzig auf der „Bettelgasse“, wie sie im Volksmund hieß, amtlich die Johannisgasse, eine stille, zum Teil freundliche Gasse, mit prächtigen Spielplätzen. Ich war das zweite von fünf Kindern, war aber in meinem 9. Jahre schon das einzige, da alle Geschwister mir so früh wegstarben. So wurde ich ein wahres Angstkind. Überhaupt war der Tod und der Schrecken damals in meiner Familie Jahre lang gleichsam heimisch... Mein Vater, von Haus aus ernst, litt an schwerer Hypochondrie, und so wuchs ich in einer im Grunde düstern Lebensanschauung auf... In mir stritten sich früh zwei ganz verschiedene Geister um die Herrschaft, düsterer, grübelnder Ernst vom Vater und eine spielende Heiterkeit von der Mutter, die im Grunde ihres Wesens still heiter war; kindlich offenes Vertrauen zu Jedermann, der mich freundlich ansah, und ängstliche Menschenscheu. Mein guter Vater wollte mich, sein ein und alles seit 1833, auf jeden Fall vor den Qualen der Hypochondrie sichern und — erzog mich, ohne es zu gewahren, dabei zum Hypochonder. Ich habe später die tiefsten Nebel der Philosophie an meine Seele setzen müssen, um mein freies Gemüt aus dem Schutte einer finstern Menschen- und Weltanschauung herauszuholen. Die düstersten Zeiten fielen mir gerade in die Jahre, wo

Andere im Morgenrot leben, in die Studentenjahre; eben da hab ich aber auch jene blutsaure Arbeit getan, habe mit Hilfe der Philosophie mich selbst gleichsam neu geboren. Unsere großen Dichter und Denker freilich halfen mir redlich dabei."

Sein Vater war Korrektor in einer Buchdruckerei und mußte sich mit einem Monatsgehalt von 30 Talern durchschlagen. Trotz den dürftigen Verhältnissen, denen der junge Hildebrand entstammte, besuchte er doch vom 12.—19. Lebensjahre die berühmte Thomasschule. Obwohl unvermögend, gewann es der Vater nicht über sich, um Erlaß des Schulgeldes nachzusuchen. Da lernte er gründlich die Welt der Antike und unsere klassische Literatur des 18. Jahrhunderts kennen, damals schon wurde ihm auch Shakespeare ein Führer; er ist es ihm auch späterhin in den schweren innern Nöten und Kämpfen seines Lebens geblieben. Seine Neigung zu philosophischer Spekulation bestimmte ihn zunächst, Theologie zu studieren. Er versenkte sich hauptsächlich in die Denker der neuern Zeit. Aber keiner von diesen vermochte ihn dauernd und endgültig zu fesseln, obwohl er mit heißem Bemühen in sie einzudringen suchte. Er ist Zeit seines Lebens ein Eklektiker geblieben.

Bei keinem der damals die Katheder beherrschenden Schulphilosophen fand er eine befriedigende Antwort auf alle die Fragen, die ihm Kopf und Herz in Unruhe hielten. Er sah sich auf sich selbst angewiesen. Diese Bedrängnisse ließen in ihm den Entschluß heranreifen, der Theologie den Rücken zu kehren; aber gerade das vollendete zunächst den körperlichen und seelischen Zusammenbruch, und nur mit äußerster Energie vermochte er die Qualen und Martern der Hypochondrie zu überwinden und sich aus der Krisis zu retten.

Das Studium der deutschen Philologie, dem er sich nun zuwandte, gab ihm bald festen Boden und schuf vor allem ein heilsames Gegengewicht gegen die ihm anhaftende Neigung zum Grübeln, zur „metaphysischen Hypochondrie“, wie er diesen Zustand selbst nannte. Kurz nach der Beendigung seiner Studien, im Jahre 1848, trat er als Lehrer in die Thomasschule ein. In seiner engern Heimat, in der Vaterstadt, fand er seine Lebensarbeit und er ist ihr stets treu geblieben.

Neue Verwirrung seines Herzens, aber schließlich doch Ruhe und Beglückung schuf ihm die Liebe, die er gegen Ende seiner Studienzeit erlitt. Nach vierjährigem Suchen und Verlangen, Bangen und Zweifeln ward ihm von der Hand seiner Geliebten in der Ehe der Boden bereitet, auf dem er die große Lebensarbeit, die seiner harrte, bewältigen und durchführen konnte. Was er seiner Frau verdankte, das hat er einmal wundervoll so ausgedrückt: „In der Liebe (und auch in der Freundschaft) erhöht man sich aneinander, jeder Teil wird an dem andern mehr, als er sonst ist und sein könnte. Man erhöht sich in eine höhere Lage hinein (mit allen Folgen, die diese mit sich führt), für welche die Bezeichnung heilig die beste, trefflichste ist: man wird heilig da, solange die rechte Liebe in uns waltet... „Heilig“, weil Gott näher, der gemeine Sprachgebrauch nennt wohl heilig, was das Herz

hebt, sodaß man über dem Ganzen sich selbst vergißt, um sich erst recht zu gewinnen — das erfährt wohl niemand schärfer, als der arme Büchermensch, wenn er unter die Wundergewalt der Liebe tritt, d. h. der ewigen, denn mit ihr, der Geliebten, gewinnt er auch seine ganze buchmäßige Gedankenwelt erst als lebendige und als neue eigentlich seine zugleich: das fällt aber zusammen mit Gott näher kommen, wenn es auch nicht alle so nennen oder nicht einmal merken.“

Schon in den ersten Jahren seiner Lehrtätigkeit an der Thomaschule, die sich über mehr als 20 Jahre erstreckte (1848—69), wurde er Mitarbeiter an dem großen Wörterbuch der deutschen Sprache, das die Brüder Grimm begonnen hatten. Diese sprachgeschichtliche Forschung ist auch während seiner Tätigkeit als Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Leipziger Universität die Hauptaufgabe seines Lebens geblieben: von ihm wurde der Buchstabe R, ferner O bis zum Worte „gestüm“ bearbeitet. Eine ganz ungeheure Menge sorgfältigster Gelehrsamkeit und hingebenden Fleißes steckt in diesen Artikeln. Später, als die Augen den Dienst versagten, leitete er noch Jahre hindurch als Hauptredaktor das Werk.

Aber mit dieser Arbeit und mit seinem bahnbrechenden Eintreten für eine Umgestaltung des Deutschunterrichts in den Schulen (vergl. R. Hildebrand: „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt“), von dem hier nicht weiter die Rede sein soll, ist die geistige Bedeutung R. Hildebrands keineswegs erschöpft. Über die Grenzen der Fachwissenschaft hinaus ist sein Name bekannt geworden durch seine Aufsätze in den „Grenzboten“, seine köstlichen „Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen“ und durch seine „Gedanken über Gott, die Welt und das Ich. Ein Vermächtnis“ (1910 bei E. Diederichs in Jena erschienen). In ihnen findet sich der Niederschlag des philosophischen Nachdenkens dieses „Predigers mit Kindergemüt und dem Denkergeist“, wie man ihn nach seinem Tode genannt hat. Nicht daß uns ein festgefügtcs System in diesen losen Aufzeichnungen entgegenträte: „ein System gibt die Beruhigung (oder Täuschung!), daß man's getrost nach Hause tragen kann — ja, wenn die Seele nicht ein ewig Lebendiges, rastlos Tätiges wäre!“ spottet er einmal. Er ist Effektiver geblieben, allerdings nicht in dem üblen oberflächlichen Sinne der Verwässerung der tiefen Ideen der großen Denker aller Zeiten; er ist nur der formalistischen Dialektik abhold, die sich berufen fühlt, alles Lebendige in einen engen Rahmen zu spannen und es zur farblosen Abstraktion zu vergewaltigen. Hildebrand, dieser stille Gelehrte, der nach außen hin so wenig hervortrat wie Amiel in Genf, mit dem er in dieser Beziehung wenigstens verglichen werden kann, hat doch das Leben in Geschichte und Gegenwart eifrig zu erfassen und zu verstehen gesucht und an der Dialektik des Lebens gelernt. Diesem sinnenden, am Leben orientierten Lernen und Nachdenken verdanken wir die feinen Tagebuchaufzeichnungen des großen gelehrten Sprachforschers. Hildebrand suchte die Gedanken nicht, sie suchten ihn, sie fielen ihm wirklich ein. „Die allerbesten Gedanken,“ schreibt er einmal nach einem Spazier-

gang, „quellen mir nur so zu; denn ich suche sie eigentlich nie, nur den aus dem Zusammenhang kommenden traue ich.“ Die Anschaulichkeit seiner Gedanken floß ihm zu aus der eindringenden Beschäftigung mit der Geschichte der deutschen Sprache und gerade sein Einfühlen in das Leben und Weben der Volksseele, das ihm in der Entwicklung der Sprache und im Volksliede entgegentrat, erweiterte seinen Blick und bewahrte ihn vor der Einseitigkeit eines bloß formalen Denkens. So schreibt er einmal über den Unterschied des abstrakten und des lebendigen Denkens: „... jenes sieht eine Stelle der Welt, seiner Welt an, findet da etwas, das ihm neu ist, nimmt stillschweigend an, es müsse allen neu und wichtig sein, und ruft es aus, macht daran sein Entdeckerrecht geltend, findet in Widerstand dagegen Dummheit oder Schlechtigkeit, macht aus der Denkfrage eine sittliche Frage, aus der Sachfrage eine Ichfrage, findet im Widerspruch sich in Frage gestellt — das eigentliche Ziel der Welt: die Einigung der Geister und Seelen ist verfehlt statt gefördert, geschädigt, gehindert und gehemmt. Das Lebendige Denken sieht von der einen Stelle zugleich mit übers Ganze hin, in den ganzen Weltgang hinaus, d. h. nicht seiner Welt bloß, sondern der gemeinsamen aller (die allein die Welt ist): also spricht ers schon aus nicht so, wie ers gerade in dem Gange seiner Gedankenentwicklung brauchen kann, sondern wie der, dem ers sagt; findet er, daß ein anderer die Sache oder etwas davon auch schon gefunden, so freut er sich, weil es dadurch wahrer wird (der andere ärgert sich) und die Geistereinigung an einen Punkt in seiner nächsten Nähe vorrückt statt zurück; er verliert scheinbar von seinem Ich etwas, gewinnt es aber doppelt und mehr auf dem Umwege durchs Gesamtich, und macht sich und Andere reicher, glücklicher, besser.“

Seine Gedanken sind, wie gesagt, nicht in ein System zu bringen; aber durch alles hindurch zieht sich wie ein roter Faden die Auseinandersetzung und der Kampf mit dem Pessimismus, der „der Seele die Wurzelfasern abschneidet, aus denen der ganze Baum seine Lebenskraft bezieht.“ Dabei macht sich Hildebrand nicht über den Leser her, ihn zu belehren: so muß du denken, sondern er zeigt ihm bloß: so haben mich das Leben und die Dinge gelehrt. Hier seien nur einige Gedankensplitter mitgeteilt. „Die Richtung der Zeit behandelt den Schmerz als etwas Ungehöriges in der Weltordnung, wegen dessen man mit der Welt und Gott hadern darf, Gott der Puscherei anklagen u. s. w., als wäre der Schmerz etwa die unbegreifliche Laune eines Künstlers, der ein Gemälde fertig hat und dann schwarze Striche quer durch macht... Was der Schmerz ist und bedeutet? Der Schmerz, ein Stoß, Stich, Reibung u. s. w. von außen, droht uns mit Vernichtung (rascher oder langsamer), ruft aber zur Rettung eine Kraft aus unserm Tiefinneren herauf, die ohne dies weiter schlafen würde — er hilft uns unser Innerstes gewinnen, zu uns selber kommen. Und wenn er tötet, wird er erst recht zu einer Befreiung der innersten Kraft — soweit sie hier in der sterblichen Sinnlichkeit hat erwachsen können, reines Geschenk ist sie auch da gewiß nicht.“

„Wer hat den größten Anspruch auf Glück? Der Unglücklichste — und wer die sicherste Aussicht auf Glück? Der Unglücklichste — denn, wen freut der kleinste Lichtstrahl, Wärmestrahle am meisten? Den, der die kälteste, schwärzeste Nacht durchzumachen hatte... Man denkt sich aber gern das Glück falsch: als ein Geschenk oder einen Fund, der uns wie in die Hand kommt, während es doch nur in unserm Verhältnis zur Welt besteht, in unserm Verhalten zu ihr und umgekehrt; und das kann in jedem Augenblick, wie schlimm er auch beschaffen sei, ein richtiges, beglückendes werden...“ „Es gibt allen Verkehrtheiten gegenüber keine augenblickliche Rettung als Liebe, trotz der Verkehrtheit. Und selbst der Bosheit gegenüber ist das die einzige Rettung für den Augenblick und — für den letzten Augenblick der Abrechnung, der doch kommt, einerlei wann oder wie oder wo. Mit Liebe allein, allumfassender Liebe überhöht man den Verkehrten und Bösen, ohne sich selbst oder ihn zu verkürzen, weil man ihn so sowohl in seiner (d. h. unserer) Welt lassen kann, ohne ihn herauszuschneiden zu müssen, was uns selbst so weh tut, als auch ohne ihm selbst die Freiheit zu rauben, mit der er doch allein vorwärts kommt, bis er von selber zurückkehrt und darin das Vorwärtskommen erkennt, d. h. zur Liebe zurückkehrt. Dies Überhöhen durch Liebe, also zugleich Größe, die einzige wahre Größe, ist ein Hauptgeheimnis der sittlichen, der Menschenwelt.“

Goldene Worte finden sich bei ihm auch über eine unselige Eigenart des Zeitgeistes, über die Kritik und das Kritizieren. „Kritik — darauf wird jetzt alles eingeschult, sie gilt als der eine sichere Weg zum Wahren, und doch ist es oft genau beisehen nichts, als: ein Zusammenschneiden des Gegenstandes auf das Maß des Verstandes oder des Verständchens, dem der Gegenstand in die Hände kommt. Gäbe man sich einem großen Gegenstande rein hin, wie das in aufstrebenden Zeiten geschieht, so würde der Verstand selbst daran mit groß und größer werden. Jetzt aber herrscht die Neigung im Arbeitsraum der Wissenschaft, sich, wie man so ist in Alltagsstimmung, als das rechte Maß für alles anzuwenden und alles über dies Maß zu schlagen und zu brechen, was aber für das Gefäßchen zu groß ist, wegzuworfen.“ „Kritik — deren wird nun immer mehr, aber — der Selbstkritik immer weniger.“ „Kritik ohne Liebe geht von vornherein irre, greift und sieht den Gegenstand von vornherein falsch an.“

Hildebrand hat auch seine Beziehungen zu den Menschen von hoher Warte aus betrachtet; ein schönes Beispiel hiefür ist ein Erlebnis aus seiner Studentenzeit, über das er rückblickend 1888 schreibt: „Etwas Festes, das über der Zeit und ihrem Wandel ist, findet sich tief in uns, in der Tiefe der Seele, die unserm Wollen entrückt ist, in das stille Selbstleben der Natur in uns eingebettet — in dem zartesten Empfinden, über das wir keine Gewalt haben, das an uns kommt wie ein Licht- und Wärmestrahle, den wir nicht hervorrufen und nicht abweisen können. Das erfahre ich heute an mir in lebhaftester Weise und ist hoch tröstlich. Im Jahre 1846 machte ich auf meiner süddeutschen Studentenwanderung Freundschaft mit einem Studenten, einem Schweizer Theologen

aus S. im Aargau, M. Es war einer von den seltenen, glücklichen Menschen, die mit reinem Gleichgewicht von Kopf und Herz, Geist und Gemüt auftreten und es still unwiderstehlich wirkend auch um sich in andern herstellen helfen: er war lustig und ernst zugleich, witzig und innig zugleich, lebensvoll und tief gediegen zugleich — beim Wandern in der weiten Welt kommt aber das Beste, das rein Natürlichste in uns am leichtesten von selbst zur Herrschaft — so flog ihm mein Herz zu, rasch wurde der Bund geknüpft, wie das in jungen Jahren die sehnsüchtige Seele so gern tut, und festigte sich in wenigem Verkehr, der folgen konnte. Direkter Verkehr, auch brieflich, kam nicht zustande, nur daß ich den Lieben, der sich mir rasch so tief eingepägt hatte, im nächsten Jahrzehnt einmal habe grüßen lassen können. Ich hörte aber, er sei nun Pfarrer in seinem Heimort. Gedacht hab ich aber viel an ihn. . . Gerade in den letzten Jahren, wo ich durch Alter und Leiden veranlaßt bin, meine innerste wahre Habe zusammenzusuchen und festzulegen, wandelte mich öfter auch ein Sehnen nach ihm an, und wußte doch gar nicht, ob er noch unter den Lebenden weilte. Jetzt weiß ich das nun und weiß auch, daß auch er meiner noch liebend gedenkt. . . Da sind denn 42 Jahre vergangen, daß in uns Beiden etwas gepflanzt worden ist von Neigung und gegenseitigem Besitz, und die 42 Jahre sind darüber hinweggegangen, bei mir, und gewiß auch bei ihm, mit solcher Fülle von Leben in Leid und Sturm und Anregung und Aufregung und andern tiefen Eindrücken in allen Farben, und sie haben dem zarten Pflänzchen von damals, das auch äußere Nahrung nicht weiter fand, nichts angehabt. . . Noch jetzt zuckt in mir von Freude und frohestem schönen Lebensgefühl auf, sobald ich mir den M. vorstelle — als gäbe es dafür keine Zeit. . . Da ist also etwas Festes, . . das die Stelle zeigt, wo in uns das Ewige wohnhaft werden kann, in allem endlos erneuerten Sturm des Weltwesens unerschütterlich ruhig. — Sonst sucht man das Feste für unser inneres und äußeres Leben in Grundsätzen, Vorurteilen, Einsichten, Überzeugungen u. s. w. . . Ganz gut, das muß dazu helfen, aber das Festeste gehört in den stillen Untergrund, wie am Baume die Wurzelwelt: dort ist der Zusammenhang mit dem Festesten draußen, dem Ewigen, Göttlichen.“

Tapfer hat Hildebrand die angeborene Hypochondrie überwunden und Stand gehalten auch den Beschwerden des Alters gegenüber. Kurz vor seinem Tode schreibt er: „Was alt sein heißt? In die wirren und unfertigen Dinge dieser Welt von reiner Höhe hineinsehen, wo sich alles anders ausnimmt. Auch stellt sich dort am leichtesten ein, was ewig der letzte Vollzug unserer Weltzufriedenheit ist, das allgemeine Wohlwollen. . . Auch ist man dort auf der Höhe, wie in der Nachbarschaft aller Guten und Großen auf ihren Höhen, auch mit Besuch hin und her. So ist mirs jetzt in guten Stunden, wenn mich der Schmerz in die Höhe läßt.“

So starb er. Wir aber wollen dankbar sein für das, was er in der Wissenschaft geleistet und uns an Lebens- und Weltweisheit hinterlassen hat.